

## Mit Onassis besuchte er Maria Callas in ihrem Haus. Er spielte, sie sang.

### Der Diener vieler Stimmen

Während des Konzerts stellte Frank Sinatra den Bourbon in sein Piano: Frederick di Georgiou war der Mann am Klavier, wenn die Stars auftraten

von Christian Mayer

Er sitzt im Garten unter einem Eichenbaum vor dem E-Piano, weil es drinnen im Teeraum, wo der schwarze Flügel steht, noch zu warm ist am frühen Nachmittag. Genau sechs Gäste sind über die Tische verteilt, sie tragen rote und gelbe Hosen, wie man sie nur in Kurorten zu sehen bekommt, aber Frederick di Georgiou ist angezogen wie für ein Galakonzert: cremefarbener Sommeranzug, rote Krawatte, passendes Einstecktuch, Siegelring, Manschettenknöpfe. Er spielt die Lieder, die er tausendfach gespielt hat, bei tausend Gelegenheiten und nicht immer nur vor sechs Leuten zur Teestunde in Baden-Baden.

Seine Finger fliegen wie von selbst über die Tasten. Müheelos, aber nicht müde. Sein Spiel ist elegant, ohne aufdringlich zu sein. "Night and Day" verwandelt sich in die unsterbliche Filmmusik aus "Der Pate I", das "Girl from Ipanema" geht über in eine "Sentimental Journey", auf "Take Five" folgt ein Liebeslied, das Liza Minnelli immer gesungen hat, wer kennt schon alle Titel. Ein älterer Herr im karierten Sakko äußert den Wunsch, den der Pianist nur zu gut kennt: "Wissen Sie, was ich gerne hören würde – „As Time Goes By“." Frederick di Georgiou verzichtet keine Miene. "Ist es nicht noch ein wenig früh?", fragt er höflich zurück, die Ironie lässt er sich kaum anmerken. "You must remember this" formt der ältere Herr mit seinen Lippen, in Gedanken längst bei "Casablanca".

Frederick di Georgiou kann seinen Zuhörern nicht entkommen. Seit 13 Jahren arbeitet er jetzt schon in "Brenner's Park-Hotel" in Baden-Baden. "Ich bin nicht mehr so jung, ich will keine Karriere mehr machen", sagt er, als er in der Pause einen Kaffee trinkt. Jeden Tag spielt er von 16 bis 20 Uhr, montags hat er frei. Manchmal ruft ein Unternehmer an, der unbedingt einen Klavierspieler für sein Firmenfest haben möchte. Die Stammgäste im Hotel sind meist nicht mehr jung, sie hören am liebsten Operetten von Franz Lehár oder die Melodien aus den großen Ufa-Filmen, Erinnerungen an ihre Jugend. Der Pianist mag seinen Job, sagt er, "ich bin eben dazu da, um die Leute zu unterhalten."

Die meisten Zuhörer ahnen nicht, wen sie da vor sich haben, auch wenn sie vielleicht spüren, wie gut er seine Kunst beherrscht. Früher hat er die Stars begleitet bei ihren Auftritten in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren, das war auch seine große Zeit. Julio Iglesias, Tom Jones, Diana Ross, Johnny Mathis, Peter Allen, er hat sie alle gekannt, er war ihr Pianist auf Abruf, und ihre Lieder sind auch die seinen geworden. Berühmt waren immer nur die anderen; er war der musikalische Begleiter, der Mann an ihrer Seite, der den Stimmen einen tieferen, volleren Klang verleiht.

Erinnerungen. Wenn er bei der Teestunde

im Brenner's ein elegisches "Ol' Man River" anstimmt, muss er immer an den alternden Frank Sinatra denken, auf den er früher manchmal ein paar Takte warten musste, wenn der Entertainer mal wieder ein paar Drinks zu viel hatte und seinen Einsatz vertrödelte. "Er war der beste Salonsänger, den ich kannte", sagt Georgiou in seinem griechischen Englisch, das noch immer etwas hart klingt, obwohl er viele Jahre lang in Amerika gelebt hat. "Sinatra hatte immer seine Flasche Jack Daniel's dabei, ohne Eis und Soda. Ein Glas davon versteckte er gerne bei mir im Flügel, damit das keiner sah."

Georgiou war 17, als er entdeckt wurde. Seine Mutter stammt aus einer sizilianischen Grafenfamilie, sein Vater war Grieche, auf seiner Visitenkarte steht sein voller Name: Frederick Georgiou Conte di Messina. Der junge Frederick wuchs mit dem Klavier auf, sieben Stunden täglich übte er. "Ich hatte wenig Spielsachen, nicht mal ein Fahrrad." Er galt als griechisches Wunderkind, besuchte Musikschulen in Rom und Brüssel und lernte am Mozarteum in Salzburg Harmonielehre und Orchestrierung. Sein Weg schien vorgezeichnet; ein klassischer Pianist hätte aus ihm werden sollen. Bis eines Tages der Kapitän der Christina, der legendären Segelyacht von Aristoteles Onassis, nach einem Konzert in Athen auf ihn aufmerksam wurde.

Eine schicksalhafte Begegnung. Wenig später spielte Georgiou für den Reeder – als Privatunterhalter auf der Christina. Onassis besaß auf seinem Schiff einen schwarzen Steinway-Flügel, was sonst. Der Pianist landete mit dem Hubschrauber, wenn nach ihm verlangt wurde, und verwundert nahm er zur Kenntnis, dass er nun seine eigene kleine Dienstvilla samt Personal auf der Insel Skopios zur freien Verfügung hatte. Zwei Mal musste er nach Paris fliegen, als der lebenslustige Tycoon Sehnsucht nach Maria Callas hatte, mit der er ein wechselhaftes Verhältnis pflegte. "Ich spielte in ihrem Haus, und irgendwann setzte sie sich zu mir ans Klavier und sang aus Tosca. Sie war sehr nett, ich sprach ja ihre Sprache."

Der Pianist erzählt solche Geschichten leise, zunächst fast ein wenig widerwillig. Als sei es ihm selbst peinlich, dass er damals einen Weg einschlug, der ihn von Beethovens Klavierkonzerten in eine ganz andere Richtung führte. Eher hin zu Leuten wie Tom Jones, die er aus dem Radio kannte. "Delilah" hatte er ein paar Mal gehört und sich die Melodie sofort zu eigen gemacht, so wie sich heute die Kids ihre Videos auf YouTube besorgen. "Delilah" kann er heute noch auf nahezu klassische Weise spielen. Auch Sirtaki und mediterrane Lieder waren Teil des abendlichen Standardprogramms, wenn Onassis Gäste aus aller Welt an Bord hatte.

Der Pianist gehörte jetzt zu den Dienstleistern des feudalistischen Kapitalismus. Damals hatten die Superreichen noch Interesse an gehobener Unterhaltung und

Hausmusik. "Heute gibt es ja nur noch Typen wie Bill Gates, die nur daran interessiert sind, uns mit einem Mikrochip zu ersetzen", sagt er. Sein Lachen hat etwas Trotziges.

Es wurde nichts mehr mit der klassischen Karriere, was er heute bedauert. Immer kam etwas dazwischen. Zuletzt die Zypernkrise 1974, als er sechs Monate lang in Nikosia stationiert war, bei den Fallschirmjägern. Bis heute redet er ungern darüber. "Ich habe schreckliche Dinge gesehen. Und ich habe ein paar Freunde verloren." Zwei Monate lang lebte er danach zurückgezogen auf der Insel Ios, dem Nervenzusammenbruch nahe.

Statt nach Athen zurückzukehren, ging Frederick di Georgiou nach Amerika. Seine Zeit bei Onassis war abgelaufen, denn der Milliardär trauerte um seinen Sohn Alexander, der bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war; Georgiou hatte ihn gut gekannt. Im Reich des Reeders auf Skopios herrschte fortan die Schwermut, Hofmusiker waren nicht mehr gefragt. Der Pianist, mit einer Green Card versehen, trat stattdessen in einem griechischen Lokal in New York auf, an der 46. Straße und am Broadway, als dort noch Live-Musik gespielt wurde und Michael Douglas und Yul Brynner verkehrten. Der Jazzpianist Bobby Short holte ihn dann ins "Carlyle Hotel", wo einst John F. Kennedy ein Apartment im 34. Stock bewohnt hatte.

"Es gab Pianisten, die zehn Mal besser waren als ich", sagt er. "Aber sie hatten keine Chance, sie waren nie zur richtigen Zeit am richtigen Ort."

Ende 1979 war er am richtigen Ort, als er in Atlantic City in New Jersey im Casino spielte. Der Hoteldirektor bestellte ihn ein, es gebe da eine Privatparty, spät in der Nacht. Frank Sinatra kam mit 40 Gästen, und was er hörte, gefiel ihm. Seine Frau Barbara brachte dem Pianisten eine Flasche Jack Daniel's zum Flügel, und so kamen Frederick und Frank ins Gespräch. Mit Alkohol wurden die wichtigen Dinge unter Männern geregelt. Dabei war es sicher kein Nachteil, dass der Pianist auch oft in Little Italy auftrat. Ansonsten hatte er einfach Glück. Zufall, dass Sinatras Stammpianist Bill Miller, der ihn insgesamt fast fünf Jahrzehnte begleitete, in dieser Zeit gesundheitlich angeschlagen war. Zufall, dass gerade große Konzerte in Chicago und in Brasilien anstanden – Georgiou bekam die Chance seines Lebens. Auch wenn Sinatra seinen Höhepunkt überschritten hatte: Noch immer füllte er Fußballstadien auf der ganzen Welt, noch immer beherrschte er Las Vegas, seinen Körper beherrschte er allerdings weniger.

Frederick di Georgiou saß abseits des Lichtkegels, wo er die Bigband und den Sänger im Blick hatte; er blieb im Off, während Sinatra die Lichtquelle war. "Wissen Sie, Frank hatte die beste Aussprache, trotz aller Probleme." Vor jedem Konzert machte sich der Mann, den sie "The Voice" nannten, mit Whiskey locker, nach der Show gab es Mar-

tinis zur Entspannung. "Wissen Sie, warum die Leute wie verrückt in seine Konzerte gerannt sind? Nicht nur, weil sie seine Musik mochten, sondern weil ihn auch die Nachbarn so toll fanden, weil er ein Massenphänomen war."

Kann man selbst eigentlich normal bleiben, wenn alle anderen um einen herum berühmt sind und mit Geld, Statussymbolen und Drogen nur so um sich werfen? In den kühlen Achtzigern regierte eine neue Generation von Großkapitalisten. Leute wie der Hochhaussammler Donald Trump, der wie Sinatra eine Vorliebe für Casinos besitzt. Auch bei ihm durfte der Pianist ein anständiges Trinkgeld erwarten, als er 1982 auf der ehemaligen Yacht des Waffenhändlers Adnan Kashoggi zum Einsatz kam. Noch einmal wurde er mit dem Helikopter abgeholt, "zum Glück hatte ich ein großes Grundstück, sonst hätte das Ding nicht bei mir landen können." Die eher dezente Musik, die der Pianist zu bieten hatte, passte zwar nicht unbedingt zum schrillen Erscheinungsbild der Gäste. Aber er wusste, wie man sein Publikum so subtil unterhält, dass es gar nicht weiter auffällt. "Ich spielte zwei Stunden, dann steckte mir Trump einen Umschlag ins Jackett, mit 10 000 Dollar drin. Das war unheimlich viel Geld."

Er verdiente gut im Schatten der Stars, alle zwei Jahre stand ein neuer Porsche vor der Tür. "Die Scheidung von meiner amerikanischen Frau hat mich enorm viel gekostet. Ich wollte nicht leben wie Sinatra. Der war ja oft auch ein unglücklicher Mann." Er hielt sich noch ein paar Jahre im Showgeschäft und trat beispielsweise mit Julio Iglesias auf, bei dessen Konzerten die jungen Latinos und Latinas herumsprangen – "alles, was der machte, hatte ja mit Liebe zu tun." 1986 zog sich der Pianist endgültig zurück. Er wollte nicht

mehr nur Diener vieler Herren sein. Seine Ersparnisse investierte er in sein eigenes Restaurant in New Jersey, wo er 14 verschiedene Sorten Kaffee servierte und einen österreichischen Bäcker anstellte. Auch das war eine Sache, die er sich bei den Stars abgeschaut hatte: In Phasen größerer Erschöpfung kann man immer noch im eigenen Lokal auftreten.

Vielleicht haben ihn die Scheidungswellen vor dem allmählichen Niedergang bewahrt. Als er nach Europa zurückkehrte, hatte er viel Geld und einige Illusionen verloren; die Zeit der großen Entertainer war ohnehin vorbei. Auf Sardinien trat er noch einmal in die Dienste eines Magnaten, er spielte im Luxushotel "Cala di Volpe", das dem Aga Khan gehörte. Dann war Schluss.

Und so wurde aus dem Begleiter der Berühmtheiten ein Klavierspieler für gewisse Stunden, die Stunden zwischen Nachmittags-tee und Abendessen.

Er bereut es nicht, im "Brenner's" gelandet zu sein, im Gegenteil. Die Direktoren waren immer gut zu ihm, und in ein paar Jahren wird er 60: "Ich will keine große Karriere mehr machen." Zur Not gebe es da auch noch eine Villa in Taormina aus dem Besitz seiner Mutter. Er macht seinen Job als Hauspianist, manchmal spielt er auch mit seinem Salonquartett. Im Gegensatz zu den lärmenden Hochglanzhotels in den USA hätten die europäischen Fünf-Sterne-Häuser doch viel mehr Klasse, sagt er. Dennoch fehlt ihm etwas: die Großstadt, der Glitzer, die große Bühne, die Aufregung vor dem Auftritt. Er ist ja jetzt wieder verheiratet, mit einer jüngeren Frau, "und wir können in Baden-Baden ja nicht immer nur essen gehen. Aber was soll man hier sonst machen?"

Zum Hotelalltag gehören neuerdings die Russen, und die geben immer dann Trink-

geld, wenn er Balladen aus ihrer Heimat für sie spielt. Klassisches von Tschaikowsky oder Rachmaninoff komme weniger gut an, "unsere Gäste sind ja keine Romanows." Manche Besucher interessieren sich gar nicht mehr für die Musik, die Araber etwa haben kein Ohr für ihn. "Die hören nicht mal, ob ich Beethoven spiele oder 'Send in the Clowns'." Wird er denn niemals sauer, wenn ihn die Leute missachten, wenn sie seiner Kunst keinen Respekt erweisen? "Ach, ich spiele zunächst mal für mich. Und wenn sich ein paar Geschäftsleute mal laut unterhalten, reduziere ich die Musik." Wie das geht? "Michel Legrand ist ein guter Tipp, 'What Are You Doing the Rest of Your Life' und solche Sachen, sehr beruhigend . . ."

Es wird Zeit für eine Runde Klassiker, der Pianist muss an die Arbeit: "Wir sind fertig, oder?" Ein paar Damen warten schon sehnsüchtig auf den Mann, der so schön Cole Porter interpretieren kann, zur Not auch mal Elton John. Nein, fertig wird er niemals sein; sobald er sich ans Klavier setzt, sind die Lieder mit ihm.

**Donald Trump ließ ihn einfliegen und gab ihm 10 000 Dollar Trinkgeld.** Frederick di Georgiou (oben links) war auf den Reklamefotos für die Auftritte von Tom Jones in Casinos wie dem in Atlantic City die Hälfte eines Duos. Heute veredelt er älteren Herrschaften den Cafébesuch. SZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München  
Eine Dienstleistung der DIZ München GmbH